

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1947)

Artikel: Natur- und Heimatschutz : eine soziale Pflicht
Autor: Zbinden, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Natur- und Heimatschutz — eine soziale Pflicht

I. Erreichte Ziele

«Natur- und Heimatschutz — eine soziale Pflicht»: die Forderung ist weniger neu als sie heute vielleicht manchen erscheinen mag. Es waren sozial-ethische Antriebe, die an der Wiege der Heimatschutzbewegung standen. Sie war eine Reaktion auf die Zustände, welche die moderne Technik und Industrie, in Verbindung mit dem zunehmenden Verkehr und mit dem raschen Wachstum der europäischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert geschaffen hatte, und die im Bilde der Siedlungen und Landschaften immer unheilvollere Spuren hinterliessen. Soziale Reformziele waren in den Anfängen der Heimatschutzarbeit mindestens so stark wie aesthetische Wünsche. Es ist denn auch kein Zufall, dass sie in den am frühesten und meisten industrialisierten Ländern, in England und in Deutschland, ihren Ursprung nahm: dort mit dem Wirken von John Ruskin — als zu gleicher Zeit auch die Gartenstadtbewegung einsetzte; hier mit Lichtwark, Langbehn, dem Rembrandtdeutschen, dem Kunstwart, wobei allerdings der soziale Charakter bald in einen betont nationalen und schliesslich nationalistischen abglitt.

In der Schweiz, wo bis zur Jahrhundertwende die Folgen des Industrialismus und der Bevölkerungszunahme noch nicht so allgemein spürbar waren, wo die Eingriffe in die Landschaft, das Wachstum der Städte sich nicht so bedrohlich geltend machten, trat denn auch in der Heimatschutzbewegung das soziale Merkmal weit weniger hervor. Sie war idyllischer, spezieller, in ihren Zielen zunächst eng begrenzt. Sie begann ganz konkret, ohne breitere gedankliche Grundlage, mit dem Kampf um die Erhaltung einzelner Naturdenkmäler, erratischer Blöcke, schöner, ehrwürdiger Bäume, trat ein für den Schutz der Alpenflora, edler Bauten der Vergangenheit. Sie war vor-

wiegend auf ein Einzelnes gerichtet, und von künstlerischen, heimat-aesthetischen Besorgnissen und Forderungen getragen.

Trotz dieser begrenzteren Ausgangsbasis — vielleicht auch gerade dank ihr — hat der Heimatschutz in unserem Lande in über vierzig Jahren rührigen Wirkens erstaunlich viel erreicht. Nicht minder wichtig als die Erhaltung zahlreicher Natur- und Kunstdenkmäler war dabei die andere, allgemeinere Frucht dieser Arbeit: die Verbreitung ihres Gedankens, das Wecken des Volkssinnes für die Schönheit und Schutzwürdigkeit der Heimat.

Am deutlichsten zeigt sich dieser Erfolg vielleicht in einem negativen Zeichen: wer heute eine Landschaft oder eine Siedlung durch rücksichtslose Eingriffe schädigt, tut es meist mit schlechtem Gewissen. Auch versuchen die Gegner oder Verächter des Heimatschutzes ihre Taten möglichst unauffällig vorzubereiten, um sie dann als Blitzkriege, überfallsmässig, zu verüben; sie scheuen das Auge des Heimatschutzes und vielleicht auch die Missbilligung durch breite Volkskreise. Darum sind sie ängstlich darauf bedacht, fertige Tatsachen zu schaffen. Zeugt nicht gerade diese Scheu für das Ansehen des Heimatschutzes und für die Verbreitung seiner Anschauungen?

Dieser negativen Bestätigung seiner Autorität stehen die erfreulichen positiven Zeichen seines wachsenden Einflusses gegenüber. Immer häufiger bemühen sich Unternehmungen, Behörden, Industrien bei technischen Vorhaben, bei Planungen und Anlagen um den Rat des Heimatschutzes und suchen seinen Forderungen möglichst gerecht zu werden. Und wenn dies auch nicht immer spontan und begeistert geschieht, bisweilen sogar widerstrebend, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, so verbeugt man sich doch wenigstens symbolisch vor der Idee. Man rasiert manchmal Alleen und Parks weg, überlässt dringend wünschbare Grünflächen der Spekulation, aber man bemüht sich, es eingehend zu rechtfertigen — und zuweilen bedauert man es nachträglich sogar.

Der Respekt vor dem Heimatschutz gibt sich auch in der Weise kund, dass ihn gelehrige Unternehmer als Köder benützen, indem sie darauf hinweisen, wie durch einen geplanten technischen Eingriff die Landschaft verschönert werde. Das trifft ja auch gelegentlich zu. Häufiger aber soll damit das Heimatgewissen verwirrt werden. So gab sich das Hinterrheinkonsortium seinerzeit grosse Mühe und liess

es sich etwas kosten, um durch verführerisch gemalte Phantasie-Aquarelle den Gegnern ihres Projekts die ausserordentliche Verschönerung darzulegen, die die Ersäufung des Rheinwalds für die Splügenlandschaft bedeuten werde.

Was dagegen eine verständnisvolle Zusammenarbeit zwischen Behörden, Technik und Heimatschutz vermag, das bezeugt, um nur ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen, die Anlage der Sustenstrasse. Und wie sehr überall der Gedanke des Heimatschutzes Fuss gefasst hat, belegt die erhebliche Zahl von Baudenkmälern, Reservaten im ganzen Land, die vor Vernichtung bewahrt werden konnten. Der Dank des Volkes gebührt den Männern und Frauen, die seit Jahren und Jahrzehnten in einem wachsamem Kampf um die Behütung unseres Heimat- und Naturbildes stehen.

II. W a r n u n g s z e i c h e n

Ein wachsender, nie rastender Kampf ist aber auch vonnöten, und leider ist es ein immer schwererer Kampf. Denn diesen wachsenden Erfolgen stehen ständig wachsende Gefahren gegenüber. Verstärkte sich einerseits die Macht der Idee und die Zahl ihrer Hüter, so ward gleichzeitig die Front, auf der gekämpft werden muss, mit jedem Jahre länger und verzweigter. Und nur zu häufig gleicht heute der Kampf des Heimatschutzes der Abwehr gegen eine Hydra. Kaum ist es glücklich gelungen, ein gefährdetes Stücklein Erde, einen schönen Dorfwinkel, einen urtümlichen Baumbestand oder ein edles Bauwerk aus alter Zeit den Klauen des Diktators Verkehr oder den Pranken rücksichtsloser Spekulation und Gewinn gier zu entreissen, so haben diese Feinde in der gleichen Zeit anderswo ein vielfaches an irreparablen Verheerungen angerichtet. Das Wiedersehen mit Stadtteilen, die man einige Jahre oder oft auch nur mehrere Monate nicht gesehen hat, bedeutet heute immer häufiger eine schmerzliche Ueberraschung, eine Folge von Enttäuschungen. Das Schicksal der Schweizer Landstädte, in ihrer Peripherie nicht weniger als im Stadtkern im Laufe der letzten drei Jahrzehnte, spricht eine eindeutige Sprache. Die einstmals ausgeglichenen und organisch gewachsenen, von einem traditionellen Stilbewusstsein geprägten Stadtbilder von Genf, Lausanne,

Fribourg, Basel, Zürich, Bern erliegen langsam, aber stetig, dem würgenden Druck eines Massenbedarfs an Geschäfts- und Wohnkasernen. In der Zürcher City schwinden die letzten Reste einer vornehmen Stadt- und Gartenkultur, um einem amerikanischen Allerwelts-Viertel Platz zu machen; protzige Wohnmaschinen verdrängen die licht- und freiheitatmenden, mit ehrwürdigen Zedern bestandenen Gärten von Lausanne und Genf; und ist Berns Altstadt durch eine glückliche Fügung vor zerstörenden Eingriffen vorläufig geschützt (wie lange noch?), so sieht sich die einstmals besonders reizvolle, ländliche Umgebung der Bundesstadt heute zugedeckt unter einer Lawine charakterloser Baukomplexe, der kein Einhalt mehr geboten ist. Hier ist von den Gedanken des Heimatschutzes kaum eine Spur übrig geblieben. Unter dem Augenblickszwang der Wohnungsnot regiert eine rücksichtslose Bodenverwertung, die alle Warnungen vor dem Abgleiten in die Großstadt-Manie verstummen lässt. Dass allein eine radikale Beschränkung des Städtewachstums und die Verlegung neuer Wohngebiete in entferntere Siedlungskerne hier eine folgerichtige Lösung bringen kann, wie sie dank moderner Vorortsverkehrsmittel technisch keinerlei unlösbare Probleme bietet, ist theoretisch seit langem ebenso klar erkannt wie es praktisch ignoriert wird. Trotz allem Reden von Planung beherrscht der Zwang von Augenblicksbedürfnissen, vermengt mit allerlei politischen Parteiinteressen, ziemlich ungehemmt das Feld. Dies vollzieht sich in den Städten naturgemäss in beschleunigtem Gang; aber eine zunehmende Bedrohung lässt sich auch auf dem Lande, in den Dörfern und in den Kleinstädten feststellen, wie jeder Besuch in Abständen einiger Jahre zeigt.

Ist die Entwicklung der letzten Jahrzehnte schon eindeutig, so dürfen wir uns für die nähere Zukunft keinen Illusionen hingeben. Der Krieg und die Nachkriegsfolgen haben allenthalben das nackte Nützlichkeitsdenken verstärkt. Wie schon das Anbauwerk im Ueber-eifer manchen Zerstörungen rief, die sich später als unnötig erwiesen, so wird der künftige Wirtschaftskampf merkantilen Instinkten genug Vorwände bieten, um oft kurzfristig und sinnlos unersetzliche Schönheiten im Landschafts- und Siedlungsbild zu opfern. Es ist damit zu rechnen, dass die technische Entwicklung, der sich verdichtende Verkehr, und die allem Ruf nach Dezentralisierung zum Trotz fortschreitende Verstädterung immer neue und grössere Bedrohungen

bringen werden. Die Entstellung und Verhässlichung von Dörfern, Städten und Landschaften wird zunehmen. Was dies in einem ohnehin schon so dicht bevölkerten Gebiet wie dem des Schweizer Mittelandes bedeutet, ist unschwer zu ermessen.

Gewiss werden demgegenüber weiterhin in Einzelfällen Siege errungen werden. Wie aber wird es auf der Gesamtfront aussehen? Dem Heimatschutz steht fraglos ein Ringen bevor, das härter und in vielem auch undankbarer sein wird als bisher. Ist der Heimatschutz-Gedanke für diese kommenden schweren Aufgaben gewappnet? Werden seine bisherigen Argumente und Waffen ausreichen? Wird er den zu erwartenden massiven Vorstössen von Wirtschaft, Verkehr, Technik, touristischen Bedürfnissen und Wohnbaupolitik gewachsen sein, wird es ihm gelingen, dem Ansturm eines ungehemmten scheinfortschrittlichen Denkens Stand zu halten? Von der Kraft und Eindringlichkeit seiner Argumente wird Entscheidendes abhängen, für ihn selbst, für die künftige Gestaltung der Heimat.

III. Idealismus und Realismus im Heimatschutz

Der Heimatschutz hat bisher im wesentlichen mit zwei Hauptwaffen gekämpft, mit zwei Argumenten, auf die sich die meisten seiner Gründe zurückführen lassen. Das eine ist die aesthetische Motivierung. In einem weiteren Sinne können wir sie auch die idealistische nennen. Es ist die Berufung auf die idealen Werte der Heimat, der Appell an den Sinn für das Schöne. «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein», lautet das Motto dieses Rufs. Er wendet sich an die Gemütsbedürfnisse im weitesten Sinne und stellt sich in bewussten Gegensatz zum reinen Nützlichkeitsdenken.

Fraglos hat diese Begründung dem Heimatschutz ein geistiges Relief und einen idealistischen Schwung verliehen, denen er einen guten Teil seiner Wirkung zu verdanken hat. Er hat damit den Menschen die Augen geöffnet für die Schönheiten der Heimat, hat das aesthetische Gewissen geweckt und ganz allgemein die Erkenntnis für ideale Werte gefördert. Es war ein Kampf gegen materialistisches Denken schlechthin, der von überall her beste Kräfte sammelte.

Der starken Wirkung dieses Appells ungeachtet lässt sich jedoch nicht leugnen, dass er immer nur einen verhältnismässig kleinen Kreis zu erfassen vermochte; und die Aussichten, damit in die Breite zu dringen, sind auch heute nicht gross. Die Schar der idealistischen Heimathüter droht namentlich jetzt und in der Zukunft umzingelt und überrannt zu werden. Und es wird noch auf lange hinaus eher eine Ausnahme bleiben, dass Grundbesitzer, Unternehmer und Gemeinwesen allein um des Schönen willen hohe, entscheidende Opfer auf sich zu nehmen gewillt sind.

Aus dieser Erfahrung und Erkenntnis heraus hat sich das aesthetische Argument schon früh mit einem andern verbündet, das gewissermassen sein Antipode ist, nämlich mit dem utilitären Interesse. Man packt den Stier bei den Hörnern. Dem idealistischen Heimatschutz gesellt sich der realistische, in Ziel und Gesinnung jenem gleich, aber mit entgegengesetzten Mitteln kämpfend. Es hängt mit der heutigen Denkweise zusammen, dass dieses zweite Argument in der letzten Zeit besonders in den Vordergrund gestellt wurde. Man sucht die Menschen da zu fassen, wo ihr Hauptanliegen zu finden ist, beim Wirtschaftlichen. Die Schönheitswerte der Heimat werden umgerechnet in Vermögenswerte. Man weist nach, dass ein wohlverstandener Schutz der Heimat- und Naturschönheit auf weite Sicht zugleich die wirksamste Wahrung materieller Vorteile ergibt.

Dieser Beweis ist umso wirksamer, als er nicht schwer zu führen, und um so volkstümlicher, als er leicht zu verstehen ist. Hecken und Lebhäge, die eine Landschaft verschönern und reizvoll gliedern, bedeuten gleichzeitig landwirtschaftlich einen Nutzen, den erst ihre unüberlegte Beseitigung wieder deutlich machte. Das Verschwinden unzähliger Lebhäge und damit der natürlichen Nistgelegenheiten, in den letzten Jahrzehnten, durch das auch der letzte Quadratfuss Land noch «nutzbringend» werden sollte, rächte sich am heutigen Landbau durch eine Reihe von Plagen, deren künstliche Abwehr erheblich mehr kostete als die gewonnenen Landstreifen einbrachten. Unlängst begründete eine Gemeinde das Abholzen der letzten Hecken und kleiner Baumgruppen am Wege damit, dass sie sich den Luxus nicht mehr leisten könne, so viel Land der Beackerung zu entziehen. Man hätte eher Grund zu fragen, ob denn diese Gemeinde so reich sei, dass sie sich die Vernichtung

dieses billigsten Schutzmittels gegen zahlreiche Insekten- und andere Plagen gestatten dürfe. «Ich habe schon manchen Bauern seufzen hören», schreibt Ariste Rollier, «wenn er nur nicht jene grosse Hecke weggeräumt hätte, die so vielen nützlichen Vögeln Unterschlupf gewährte und die Insektenplage vermindern half». («25 Jahre Heimatschutz», 1931). Auf die Dauer stellt sich die künstliche Abwehr gegen den Kartoffelkäfer und zahlreiche andere Schädlinge — von der fragwürdigen Wirkung dieser Abwehr zudem abgesehen — wesentlich teurer als die Einbusse an schmalen Landstreifen, die mit Hecken bepflanzt werden. Ausserdem bilden diese einen Schutz vor Austrocknung und Wind, wie vor Verstaubung der Felder in der Nähe von Strassen.

Es ist ein leichtes, nachzuweisen, dass die früher übliche Bepflanzung von Weg- und Strassenrändern mit lebenden Hecken einem gesunden wirtschaftlichen Realismus ebenso sehr entsprach wie dem künstlerischen Wunsche, eine Wohngegend anmutig und abwechslungsreicher zu gestalten. Wie belebend und erfrischend wirken die Haselhecken der südenglischen Landschaft, die «Lanes», oder die Lebzäune der Normandie mit ihren malerischen Durchblicken auf die Felder, mit ihrer Geborgenheit inmitten der Weite, der dadurch ermüdende Leere und Einförmigkeit genommen wird; Reste solcher Bepflanzung sind auch bei Genf zu finden. *

Materielle Vorteile lassen sich ferner für die Erhaltung mancher Riede ins Feld führen, da sie, ebenso wie Waldreviere, das Absinken des Grundwasserspiegels verhindern, den Boden vor Austrocknung und Verstaubung bewahren und nützliches Geflügel beherbergen. Die Erhaltung kleiner Uferwäldchen, als Nistorte und als Feuchtigkeits-

*) Einstmals war auch Bern von solchen reizvollen Landschaften, Schöpfungen des Patriziats, umringt. Eine der letzten, das Burgernziel- und Melchenbühlgebiet, das eine weitblickende Stadtpolitik als Grünoase am Stadtrand hätte erhalten können, ist der Ueberbauung freigegeben worden. Ein charakterloses Kasernenviertel, das einem früheren Berlin oder Leipzig ebenso gut angestanden hätte, und zu dem denn auch der Allerweltsname «Ostring» in seiner traditionsfremden Abstraktheit vorzüglich passt, frisst sich nun Stück um Stück in die einstmals bukolische Wiesenstille hinein, mit der eine der anmutigsten Landschaften am Stadtrand verschwindet. «Stadtplanung»?

regler, der Schutz natürlicher Fluss- und Bachläufe in der Ebene, deren Regulierung durch Kanäle oft fatale Rückwirkungen auf den Grundwasserhaushalt hat, und viele andere Forderungen des Heimatschutzes lassen sich handgreiflich in wirtschaftlichen Nutzen umrechnen. «Melioration» ist nicht immer Verbesserung.

Was Entwaldungen für die Klimaverschlechterung bedeuten können, ist allgemein bekannt. (Weit weniger wird die klimatische Bedeutung von Mooren und Sümpfen innerhalb intensiv bebauter Landstriche in ihrer ausgleichenden Wirksamkeit erkannt und berücksichtigt). Beispiele aus ferner und naher Vergangenheit sind eindringliche Mahnungen. Man weiss, wie in Italien, dessen Bergreviere einst dicht bewaldet waren, die Zerstörung der Wälder den Humusboden der Erosion ungebändigter Fluten preisgab; bis heute schwemmt jeder starke Regenguss fruchtbare Erde hinweg, tragen braune Flüsse unersetzliche Schätze an Ackergrund ins Meer. Vor wenigen Jahren vernahmen wir die Hiobsbotschaft von einer Versteppung des Farmgebiets im mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Die rücksichtslose Aufpflügung des alten Prärienbodens hatte die Grasnarbe zerstört; der Mangel jeglicher vorbeugender Maßnahmen wie Pflanzung von Hainen und Baumreihen, windabwehrender Hecken brachte den Erdgrund zu raschem Vertrocknen; in mächtigen Staubwolken wehte die einstmals nährende Erde davon, und zehntausende von Farmersfamilien mussten das Land, das ihnen einst Nahrung und Heimat bot, als unfruchtbare Einöde verlassen. John Steinbeck hat diese moderne Tragödie in den «Früchten des Zorns» mit einer unerbittlichen Realistik geschildert.

Es ist, als entspräche der Vermassung des Menschen eine Vermassung des Bodens, als ginge mit der Auflösung der Gesellschaft auch eine Auflösung der Aecker einher. So findet die Entwurzelung des inneren Menschen ihr Gegenbild in der «Entwurzelung» des Bodens selbst, der ihn tragen und nähren sollte.

In Ländern, deren Landschaftsschönheit den Fremdenverkehr erzeugte, drängt sich die Umrechnung von Schönheit in Nutzen erst recht auf. Zerstörung der Naturschönheit bedroht das Grundkapital des Tourismus. Wo die Eigenart der Städte, der Reiz unberührter Landschaft schwindet, verliert die Fremdenindustrie ihren Boden. Autobahnen und amerikanisierte Allerweltsstädte kann man überall

genug genießen; je mehr der Verkehrsfanatismus und die Technisierung der Fremdenorte das Ihre zur Banalisierung der Landschaft beitragen, um so sicherer sägt die Fremdenindustrie den Ast ab, auf dem sie sitzt. Das begreift schon ein Schulkind. Leider vergessen es die meisten, wenn sie erwachsen sind.

IV. Fragwürdige Argumente

In allen diesen Fragen lässt sich leicht aufzeigen, wie sehr der Schutz der Natur, das Erhalten ehrwürdiger Baudenkmäler, das Behüten künstlerischer Dorf- und Stadtbilder, mit einem Wort, der Kampf gegen die fortschreitende Trivialisierung der Heimat im wirtschaftlichen Interesse eines Landes liegt, das auf Fremdenverkehr angewiesen ist.

So sehr nun derartige Argumente einleuchten und in vielen Fällen ihre Wirkung nicht verfehlen, so ist nicht zu übersehen, dass es zweischneidige Waffen sind, die sich unvermutet gegen ihren Träger wenden können. Indem man vor allem die wirtschaftlichen Gründe geltend macht, die für den Naturschutz sprechen, gibt man ihnen unvermerkt verstärktes Gewicht. Man befestigt ungewollt die utilitäre Denkweise, sanktioniert vollends das Primat der Wirtschaft. Nun zielt heute ein rein materielles Interesse selten auf weite Sicht, es geht auf raschen und hohen Ertrag aus. Demgegenüber sind die wirtschaftlichen Argumente des Heimatschutzes meist solche auf lange Frist. Die wesentlichen Vor- und Nachteile von Eingriffen ins Landschafts- oder Stadtbild machen sich in der Regel erst im Laufe von Generationen geltend. In Generationen zu denken war die Weisheit und das Privileg echter Kulturen, die von Tradition und geistiger Zielsetzung gelenkt waren. Unsere Epoche hat es verlernt, in säkularen Maßstäben zu denken und zu planen. Sie denkt bestenfalls in Fünfjahrplänen.

Die wirtschaftliche Beweisführung kann sich eines Tages ebenso entschieden gegen die Heimatschutz-Idee wenden, wenn sie zu sehr in den Vordergrund gestellt wird. Wer sich ihrer mit Vorliebe bedient, mag plötzlich gewahr werden, dass er eine Natter am Busen nährte. Wer die Schönheitswerte von Landschaft und Siedlung vor

allem unter Hinweis auf deren Einträglichkeit verteidigt, erzieht die Menschen nicht dazu, das Schöne, das organisch Gestaltete um seiner selbst willen zu lieben, oder ihm gar einen Vorrang über wirtschaftliche Werte zu gewähren. Statt die schwachen Keime ästhetischen Empfindens zu stärken, die Schönheitsliebe zu wecken — Anlagen, die zwar in fast jedem Menschen schlummern, aber einer sehr sorgsam und steten Pflege bedürfen, sollen sie nicht früh verkümmern —, werden sie durch die betont utilitäre Motivierung erst recht in den Hintergrund geschoben, und die Antriebe des Eigennutzes noch nachhaltiger unterstützt, als es durch den Lebenskampf ohnehin schon geschieht.

Die Gleichung: «Landschaftsschönheit gleich Kapital für die Reiseindustrie» vernachlässigt zudem oft genug die Heimatbeziehung der einheimischen Bevölkerung. Man gewöhnt sich, die Landschaft als Kulisse für die Fremden anzusehen. Die Natur wird zur Fassade, zur Attrappe, zum Ausbeutungsobjekt für den Fremdenbetrieb. Weil dieser ein mächtiger wirtschaftlicher Wert des Landes ist, muss man die Natur schützen: die Natur als Mittel dieser Industrie, nicht als Heimat der einheimischen Bevölkerung. Es entsteht der Pseudoheimat-schutz, der sich die Argumentation der wirklichen Heimatliebe gelehrig aneignet, wo sie seinen geschäftlichen Interessen dient. Aber auch nur soweit sie ihnen dient.*

Wer darum die Interessen des Fremdenverkehrs für den Heimatschutz einspannt, muss sich der Risiken bewusst sein, die in der Unberechenbarkeit solcher Interessen lauern. Dazu gehört, dass möglicherweise den Touristenmassen von morgen überhaupt an Landschaftsschönheit und Natur nur noch wenig gelegen sein wird. Was diese Invasionsheere modernen Massenverkehrs nach Cook-schem

*) Aus solcher Einstellung entstehen dann Vorschläge wie der, berühmte Wasserfälle, die man für die Elektrizitätswirtschaft nutzbar machen will, zu bestimmten Zeiten «laufen zu lassen», um sie so dem Fremdenverkehr nicht ganz zu entziehen. Als ob derart rationierte, nach einem bestimmten «Sturzplan» funktionierende Naturgebilde noch etwas mit Natur zu tun hätten. Aber es kommt ja nur darauf an, dass sie zur Zeit der Fremdensaison «in Betrieb» sind. Vergl. des Verfassers «Giessbachfälle — im Betrieb von 8 — 20 Uhr» (Nationalzeitung Basel, 8./9. Febr. 1947).

Muster suchen, sind vielfach schon heute ganz andere Dinge: Rassige Abfahrten, spannende Luftseilbahnen, die es den «Sportlern» immer bequemer machen; pfeilgerade Autobahnen, auf denen die Motoren- pferde sich ausrasen können; dazu am «Erholungsort» das Amüsement der Großstadt mit Dancing, Bars, Betrieb und Spielsälen, betonierte Schwimmbädern mit allem Drum und Dran. Entweder macht eine zielbewusste Fremdenindustrie in alledem «fortschrittlich» mit, selbst- verständlich ohne Gewähr für einen Dauererfolg (denn auch die Rei- semoden wechseln heute schnell), oder aber sie fällt hinter kon- kurrenztüchtigeren Ländern zurück.

Der Appell an die «wohlverstandenen Interessen» des Tourismus könnte sich also eines Tages gegen den Heimatschutz selbst richten. Schon deswegen erscheint es angezeigt, nicht allzusehr auf solche wirtschaftliche Argumentationen abzustellen. In jedem Falle müsste man, wo es zu wählen gilt, dann wissen, welcher Wert höher steht. Es gibt in diesen Dingen nichts Unberechenbareres als das Vertrauen auf den rein wirtschaftlichen Egoismus. Dieser setzt auf alle Karten, die Gewinn versprechen. Heute auf Naturschutz und morgen auf Vandalismus.

V. M e n s c h u n d H e i m a t

Wie schon diese wenigen Ueberlegungen zeigen, ist weder das ästhetisch-idealistische noch das utilitäre Argument für sich aus- reichend, um den Zielen des Heimatschutzes angesichts der Gefahren der Zukunft genügend Durchschlagskraft zu verleihen. Weder auf den Schönheitssinn noch auf den Erwerbsgeist lässt sich allein fest genug bauen. Es müssen tiefere, umfassendere Antriebe hinzukommen, die Heimatschutzidee muss ihre Wurzeln in noch stabilere Schichten senken, soll sie für die kommenden Aufgaben stark genug sein.

Natur, Landschaft, Siedlung gewinnen durch die Erhaltungsbedürf- nisse des Menschen ihr Grundgepräge; sie dienen überdies der Ver- schönung seines Daseins. Darüber hinaus aber sind sie in einem umfassenden Sinne gewaltige Erzieher des Menschen. Sie formen sein ganzes Empfinden entscheidend mit, sie dringen, durch ihre ständige Nähe, in täglichem Wirken in seinen innersten Lebenskern ein. Sie tragen ununterbrochen bei, sein Seelenleben zu organisieren

oder zu untergraben, sie üben, je nach ihrem Aussehen, auf Harmonie oder Disharmonie seines Wesens einen Einfluss; keiner kann sich ihm entziehen. Unser Verkehr mit den Formen der Landschaft, der Siedlung beeinflusst auch unsern Verkehr mit den Menschen; er gestaltet uns also mit als Glieder der Gemeinschaft, als sittliche, soziale Wesen, er hilft mitformen an der Gestalt unseres Gewissens, an der Gesamtpersönlichkeit. Und indem das Gesicht der Heimat uns immerzu begleitet, beim Gang zur Schule, zur Arbeit, in der Familie, im Leben der Gemeinde, gibt sie unserm Leben mit den andern, unserm Schaffen, unserer Gemeinschaft wie unserer Einsamkeit ihre Farbe, ihren Klang.

Von der Würde des Menschen lässt sich die Würde der Natur nicht trennen. Sie bilden beide ein unlösbares Ganzes. Wird die eine verletzt, folgt bald die Verletzung der anderen nach. Es waltet zwischen ihnen eine Wechselwirkung, deren Gesetze weit tiefer reichen als in die Schicht, wo Nutzen und Schönheit sich begegnen.

Heute ist die Würde des Menschen bedroht wie kaum je zuvor. Unsere Zeit ward Zeuge, wie das Humane in seinem elementarsten Begriff erschüttert, verraten wurde. Ein Abfall ist sichtbar geworden, wie er unserer fortschrittlichen Epoche undenkbar schien. Das Gespenst der Barbarisierung geht durch die Welt, Sturzfluten des Ungeistes sind losgebrochen. Kein Volk ist vor ihnen sicher. Was gestern unsere Nachbarn im Süden und Norden ergriff, kann morgen neue Opfer treffen. Der Mensch selbst, die Grundlage seines geistigen Wesens steht heute auf dem Spiel.

Und wie der Mensch in seinem Innern einer Auflösung verfällt, einer Zersetzung seiner Gefühle, seiner Arbeit, einer Atomisierung seines Wesens, so spiegelt das gegenwärtige Bild seiner Heimat immer mehr diesen seelischen Zustand wider. Verwirrung, Ziellosigkeit, Entgeisterung kennzeichnen seinen inneren wie seinen äusseren Lebensraum.

Aus dieser Not sucht der moderne Mensch, der inmitten all der technischen Wunder seine Welt immer öder, entzauberter werden sieht, den Weg zu einer inneren Einheit, zur sozialen Ganzheit, zum Gleichgewicht seiner Kräfte. Dieses elementare Verlangen beherrscht ihn stärker als das Sehnen nach Schönheit, mehr sogar als die Gier nach Gewinn. Wie fragwürdig materielle Sicherungen inmitten des

Chaos von heute sein können, wenn nicht in einer geistigen Welt die tiefere Sicherheit ruht, haben Millionen von Menschen in unserer Zeit eindringlich erfahren.

Unter dem Druck dieser Erfahrungen ist das Suchen vieler Menschen wesentlicher geworden. Es richtet sich unbedingter auf das Grundlegende des Daseins. Diese Entwicklung zwingt allen Bemühungen von heute das Gesetz auf, nötigt sie, ihre Ziele zu klären und zu vertiefen. So wirken Gefahr und Sehnsucht unserer Zeit in der gleichen Richtung. Auch die Bestrebungen des Heimat- und Naturschutzes unterstehen diesem Gebot.

In der Schweiz begann, wie schon erwähnt, der Naturschutz als eine Reform an der Peripherie, buchstäblich am Rande des Lebens, mit der Sorge für die Erhaltung erratischer Blöcke und dem Schutz der Alpenflora. Mit dem Vormarsch der Technik weitete sich diese Aufgabe, die Arbeit musste sich auf immer grössere, wesentlichere Ziele richten, und auch ihre Argumente musste sie entsprechend vertiefen. Zwangsläufig näherte sie sich, aus der Art ihrer Erfahrungen, den zentralen Fragen unseres Daseins. Auch sie erkannte, wie andere Teilbestrebungen, dass es sich letztlich um weit mehr handle als um den Schutz von Natur und Siedlung. Es ging um den Schutz des Menschen selber, um den Schutz vor seinen eigenen zerstörenden Kräften. Die Wiederherstellung des Gleichgewichts und der Harmonie in Landschaft und Siedlung konnte nur gelingen, wenn sie einherging mit der Wiedereroberung des Gleichgewichts und der Harmonie im Menschen selbst. Wer die Heimat, in der der Mensch lebt, wahren will, muss zugleich und vor allem die Heimat erhalten, die im Menschen lebt. Die eine Aufgabe ist ohne die andere nicht denkbar.

Und ist die Disharmonie heutiger Wohngebiete und Kulturlandschaften weithin eine Folge der seelischen Zerspaltenheit des heutigen Menschen, so wirkt das entstellte Bild seiner Natur- und Wohnumwelt auf ihn selber zurück, vermehrt seine Unrast und Heimatlosigkeit. Daraus folgen neue, zersetzende Eingriffe in seine Umgebung, ein unheilvoller Kreislauf, der, einem Mahlstrom gleich, die Natur und den Menschen erfasst.

VI. Zur Landesplanung

Aus dieser Gefahr entstand der Ruf nach Landesplanung. Die Forderung ist unmittelbarer Ausdruck des Verlangens nach Synthese, nach Ganzheit. Sie bestätigt, aus einem noch allgemeineren Erleben heraus den ursprünglichen Gedanken, der die Begründer des Heimatschutzes trieb: dass es sich nicht nur um eine ästhetische und wirtschaftliche, sondern um eine gemeinschaftsethische Pflicht handelt.

Kann der Gedanke der Landesplanung in seiner jetzigen Form und aus seinen bisherigen Voraussetzungen heraus eine Gewähr der Lösung sein? Die inneren Bedingungen eines organischen, einheitlichen Gestaltens von Landschaft und Siedlung fehlen heute ebenso wie die einer analogen Gestaltung des Menschen selbst. Die Moderne glaubt sie gewissermassen wettmachen zu können durch Rationalplanung, d. h. durch ein organisatorisches, technisch-wirtschaftliches Zusammenfassen der auseinanderstrebenden Kräfte. Gelingen kann ein solches Beginnen nur insoweit, als es zugleich getragen ist vom Ringen um eine geistige Einheit und Ganzheit des Lebens, und als ein inneres Harmoniebewusstsein das äussere Planen leitet. Dies ist auch im Hinblick auf die rechtlichen Probleme der Planung notwendig. Eine ganzheitliche Gestaltung von Siedlung und Landschaft setzt tiefgreifende Veränderungen in der bodenrechtlichen Sphäre voraus, im Sinne einer grösseren Verantwortung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen. Solche Wandlungen können sich nicht aus einer rein technisch-rational gefassten und begründeten Planung heraus ergeben; sie müssen ethisch und geistig vorbereitet und fundiert sein.

Das Mittelalter, das so grossartige Stadtgebilde schuf, kannte das Schlagwort von der Planung nicht, brauchte es nicht zu kennen. Es wurde organisch und stilvoll gebaut, weil die Menschen damaliger Zeit die planende Kraft in sich selber trugen, als inneres Einheitsgefühl, als Ganzheit ihres seelischen und sozialen Erlebens, die ihren Ausdruck in den gesetzlichen Bestimmungen fand und die von selbst, ohne bewusst formulierte Lehre, zu einer harmonisch-künstlerischen Gestaltung der Siedlung drängte. Oekonomische und geistig-soziale Gesichtspunkte waren darin zu einer wechselwirkenden Einheit verbunden. (Noch heute nehmen einfache Völkerschaften, z. B. in der Ukraine oder in den Waldkarpathen, bei der Anlage ihrer Wege, bei

der Aufstellung ihrer Häuser, Rücksicht nicht allein auf landwirtschaftliche Erfordernisse, sondern ebenso auf künstlerische Merkmale; ähnlich ist es auf Java, Bali usw.). Was entstand, waren nicht rational organisierte, vielmehr organische Gebilde, nichts Gemachtes, sondern ein Gewachsenes, Gewordenes. Dabei blieb innerhalb der durch Gemeinschaft und Tradition gezogenen Grenzen dem individuellen Abwandeln genügender Spielraum.

In solchen Kulturen war kein Heimatschutz nötig; was bei Einzelnen zu einer Gefahr hätte werden können, war gebändigt, ehe es überhaupt darauf verfallen wäre, sich an Stadt oder Dorf zu vergreifen. Um so sicherer und freier konnten sich die Kräfte auf das aktive Gestalten richten. Und wenn dieses dabei häufig altes, überliefertes Gut preisgab, es neuen Bedürfnissen opferte, so griff es doch selten fehl, weil es in sich selbst den Maßstab trug; von Kindsbeinen an stand ihm zum Instinkt geworden ein Richter zur Seite, der ohne viel Theorie den richtigen Weg wies, und im Beseitigen wie im Neuschaffen vor dem Maßlosen, Einseitigen, Gemeinschaftsfremden bewahrte. Mit dieser inneren Orientierung ging die ethische und rechtliche einher, die in strenger Tradition und Vorschrift die Bedürfnisse des Einzelnen dem Ganzen unterordnete.

Wo immer wir Städte und Flecken aus jener Zeit, in ihren schlichten und gegliederten Geschlossenheit sehen, spüren wir diesen Geist verkörpert. Und bei aller Festigkeit der allgemeinen Richtlinien waltet darin kein Schematismus, kein Planen aus Amtsstube und Papier. Vielmehr ist aus einem lebendigen Kontakt mit den besonderen Gegebenheiten einer Landschaft, einer Situation, das Einzelgebilde dem örtlichen Gelände behutsam, folgsam eingepasst. Das schliesst Kühnheit und frische Neuerung keineswegs aus; selten aber verirrt sie sich ins mutwillige Experiment oder in abstrakte Extravaganz. Das Planen und Bauen war der Natur noch nahe genug, um sich von ihr das «sanfte Gesetz» geben zu lassen. So findet sich in jenen Stadtbildern auch selten die tote Linie einer mit der Reißchiene gezogenen Geraden, wie sie heute den Siedlungs- und Strassenbau beherrscht. (Wie künstlerisch belebt wirkt etwa der schöne, dem Gelände sich anschmiegende Linienschwung der breiten Gassen in der Altstadt Berns, die, gross gedacht, selbst heutigen Verkehrsansprüchen noch genügen. Und wie wenig bewähren sich die einschlä-

fernden Geraden moderner Autostrassen gerade in verkehrspsychologischer Hinsicht; auch hier stehen sich Aesthetik und praktisches Erfordernis weit näher als viele meinen).

Erst die Renaissance, erfasst von der Lust am rationalen Planen und an «Idealtypen», entwickelte den Begriff einer «Ideal-Stadt», im Anschluss an Platos Ideenlehre, insbesondere seine Lehre vom Staat. Piero della Francesca, Paolo Ucello, Alberti und andere befassten sich mit dem Problem der Idealstadt und ihrer Architektur, und entwarfen Phantasieprojekte. Sie setzten damit in bewusstem Studium fort, was Maler des späten Mittelalters, wie die van Eyck, Memling, aus malerischem Einfall in Bildern türmereicher Phantasiestädte darzustellen liebten. Im Unterschied aber zur heutigen Planung waren den Renaissancemeistern künstlerische und teilweise auch religiöse Gesichtspunkte wegleitend. Ihre Planungsideen setzten sich dann literarisch fort in den berühmten Utopien des 16. und 17. Jahrhunderts, in der «Utopia» des Thomas Morus, im «Sonnenstaat» des Campanella, in denen sich bereits der Rationalismus eines abstrakten und seelenfremden Planens regt.

Wo die inneren Voraussetzungen fehlen, wo das seelische Ganzheitsbewusstsein zerstört ist oder verkümmerte, wird auch das umsichtigste wissenschaftlich-technische Planen keine befriedigenden Lösungen bringen können. Es besteht eher die Gefahr, dass durch ein übermässiges Organisieren nach vorherrschend verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, eine noch grössere Eintönigkeit und Disharmonie eintrete, die Entseelung der modernen Siedlung und Landschaft weiter zunehme. «Städteplanung» ist heute ein beliebtes Thema theoretisierender Architekten geworden. Und während sich Bücher und Theorien mehren, schreitet die Nivellierung der Stadtbilder allenthalben fort. Es bleibt abzuwarten, ob diese eifrigen Bemühungen während der kommenden Jahrzehnte sich im Sinne einer sozialkünstlerischen Planung auswirken werden, ob insbesondere die Riesenaufgabe der Errichtung neuer Städte in kriegszerstörten Gebieten grosse schöpferische Gestalter auf den Plan zu rufen vermag.

Ein bedeutsames Verdienst liegt aber schon heute in diesen Bestrebungen, so theoretisch und unabgeklärt sie in vielem noch wirken, insofern sie uns bewusst werden lassen, wie gebieterisch die Gestal-

tung unserer Landschaft und Siedlung nach gesamtheitlichen Vorstellungen sich aufdrängt. Ihr Gelingen wird freilich davon abhängen, ob gleichzeitig mit dem Bemühen um äusserlich-technische Regelung im Menschen selbst die Kräfte erstarken, die auch von innen her zu einer ganzheitlichen Lebensgestaltung drängen. Das ferne Ziel wird auch jetzt jene Gesinnung sein, die den Schutz und die stete Abwehr gegen störende Eingriffe überflüssig macht, weil, wie in früheren Zeiten, der Mensch in sich selbst wieder das Maß und die religiös-künstlerische Führung besitzt.

VII. Vom sozialetischen Charakter des Heimatschutzes

Klarer als es den Begründern des Heimatschutzes bewusst sein mochte, wird uns der Sinn ihres Wollens heute: Was sie beunruhigte und zum Handeln trieb, war nicht die Bedrohung des Bildes der Heimat allein. Sie fühlten, dass ein anderes Bild in Auflösung begriffen war — das Bild des Menschen selbst.

Unter dem Eindruck der wachsenden Gefahren erkennen wir den Heimatschutzgedanken noch entschiedener, eindeutiger als das, was er seinem Ursprung nach ist, und was später vielfach zu einer Verschönerungsbastelei verniedlicht worden war: als eine ethische, eine soziale Aufgabe im weitesten Sinne. Er ist ein Teil im Ringen unserer Zeit um die Wahrung des Menschen, um den Schutz des Humanen, aus dem allein auch die Wahrung der Heimat möglich ist. Dies verleiht ihm eine Aktualität wie nie zuvor. Es legt ihm aber auch erhöhte Verantwortung, vielseitigere Pflichten auf.

Heimatschutz dieser Art stützt sich auf die Grunderfahrung, dass Siedlung und Landschaft mehr ist als eine blosse «Umgebung» des Menschen. Sie ist ein Glied, ein Teil des Menschen selbst. Sie lebt in ihm wie sein Blut, seine Nerven, als lebendiges Organ, ob er es wisse oder nicht. Der Mensch hört nicht da auf, wo seine Glieder enden, wo die Haut ihn umspannt. Es gehört zu ihm auch alles das, was durch seine Sinne auf ihn eindringt, was von aussen her sein Wesen ständig begleitet und wandelt. Diese hörbare, sichtbare, fühlbare Umwelt, ihre Gestalt oder Missgestalt, ihre Harmonie oder Disharmonie, ihr Wohlklang oder die Kakophonie ihres technisierten

Lärms, ihre Ordnung oder ihre Wirrnis, alles wirkt täglich, stündlich auf ihn ein. Es übt durch die Macht, die allem Sinnenhaften und Gewohnten eigen ist, oft tiefere Wirkung aus als Erziehung und Lehre. Und die Wirkung ist meist um so stärker, je weniger sie bewusst wird.

Unauslöschlich sind schon die frühen Einflüsse, die das Kind im Bild des Spielplatzes, der Strassen und Gassen, der Häuser, Felder und Gärten in sich aufnimmt. Tiefe Spuren gräbt später das tägliche Erlebnis des Schulwegs. Sie haften bisweilen nachhaltiger als alle Arbeit im Schulzimmer. Die Umgebung des Schulhauses selbst, vor allem der Schulplatz, ist ein in seiner Bedeutung noch kaum genügend erkannter Miterzieher oder auch Mit-Zerstörer des kindlichen Gemüts. Sieht man die Schulplätze, die meistens neben unseren Schulpalästen liegen, diese trostlos nüchternen, baumlosen Oedeneien, wo einige Turngeräte wie nackte Galgen aufragen, so vergisst man zu leicht, wie abstumpfend eine solche tägliche Umgebung während der Pausen einer neun- oder mehrjährigen Schulzeit auf ein bildsames Wesen wirken muss. Das Toben und Schreien der Schüler in der Pause ist bloss die kindlich unbewusste Antwort auf die Barbarei dieser Plätze. Man kann die Wirkung solcher Umgebung nicht gering anschlagen, die in den empfänglichsten Jahren des Werdens und Reifens dem Kinde täglicher Begleiter ist und ungezählten Regungen, Stimmungen, Gedanken den einförmig kulturlosen Rahmen gibt.

Hier wäre allein schon eine Aufgabe für eine Heerschar bester Heimatschutzleute, im Rat mit Gemeinden und Schuldirektionen für eine künstlerisch-beseelte Gestaltung unserer Schulhausplätze zu wirken; grossenteils als freiwillige Arbeit angeregt, wäre sie nicht so sehr eine Geld-, als weit mehr eine Einsichts- und Willensfrage. Erfahrungen, die englische und amerikanische Colleges bieten, mit der beruhigenden, dämpfenden, im besten Sinne erzieherischen Atmosphäre ihrer Gärten und Parks, die um Schulstätten liegen, könnten hierzu wertvolle Fingerzeige bieten. Was hilft es, schöne Bilder im Schulzimmer aufzuhängen oder gar Kunstunterricht zu erteilen, wenn die unmittelbare Umgebung der Schule wie eine tägliche Flut von Nüchternheit und Langeweile, einem grauen Landregen gleich auf

das Kind niedergeht, greifbarer Ausdruck eines Utilitarismus, der doch aus eigenstem Interesse schon an dieser Aufgabe nicht vorübergehen sollte. Wenn irgendwo, würden sich hier bescheidene Mehraufwendungen «lohn»en. Der Schulplatz ist nicht weniger wichtig als das Schulmaterial, die Schulbibliothek, und seine Einwirkung auf die kindliche Seele ist bisweilen nicht geringer als die des Lehrers selbst.

Der Schulweg ist der zweite grosse, anonyme Miterzieher während der Schuljahre. Wie anders wirkt er, wenn er an anmutigen Gärten und Häusern, zwischen freundlichen Hecken entlang führt, vorbei an ehrwürdigen Bauten, Zeugen eines künstlerischen Geistes, als wenn er das Kind durch lärmtoibende Strassenschluchten zwingt, überschattet von gesichtslosen Wohnkasernenreihen, die ihm Tag für Tag die kollektivistische Monotonie von Massensiedlungen vorpredigen, und es damit geistig für die späteren Einflüsse des Massendenkens vorbereiten. Wahrlich, wäre nicht der Himmel über diesen Steinäckern ausgespannt, mit der unvergänglichen Sprache seiner Wolken, der Schönheit seines Lichtwebens über vermauerten Tiefen, es müsste die seelische Armut unserer städtischen Siedlungen noch weit unheilvoller auf die jugendliche Seele wirken.

Und dann kommt, als dritter namenloser Erzieher, der Weg zur Arbeit, der nun freilich nicht mehr viel zu ändern vorfindet. Denn das Entscheidende haben die Schul- und Jugendumgebungen bereits bewirkt. Es zeugt gewiss für die ausserordentliche Widerstandskraft beseelterer Regungen in der menschlichen Natur, dass trotz den abstumpfenden, bedrückenden Umgebungseinflüssen der Städte noch so viele Menschen sich den Sinn für Harmonisches, Schönes und Freies zu bewahren wissen.

Zweifellos aber besteht ein innerer Zusammenhang zwischen dem täglichen Anblick hässlicher, geistloser Häuserfronten, dem Bild von Massenquartieren moderner Wohnviertel, mit ihrem nach rein technisch-utilitären Rücksichten «gestalteten» Strassenbild, oder der Einförmigkeit von Vorortsiedlungen mit ihrer endlosen, schematischen Wiederholung des gleichen Haus-Klischees und dem «Aufstand der Massen», der Uniformierung des Denkens. *

*) Vergl. hierzu und zum Folgenden des Verfassers Buch «Wege zu schöpferischer Freiheit» (Bern, 1941) S. 137 ff.

VIII. Volksgesundheit und Landschaft

Obwohl man sich heute über die Gefahren der Verstädterung im klaren ist, schreitet die Versteinerung unserer Landstädte fort. Man lässt sie unter Berufung auf die «Freiheitsrechte» des Individuums einem spekulativen Wachstum zum Opfer fallen, das immer gieriger in die freie Landschaft eindringt. Freiheit ist aber kein letzter, kein absoluter Wert. Wo sie, aus Mangel an innerer Verantwortung vor dem Ganzen zur Willkür wird und die notwendigen Voraussetzungen des Gemeinschaftslebens zerstört, seelische und soziale Gefahren züchtet, wie dies beim hemmungslosen Wachstum der Städte der Fall ist, wird die Freiheit sinnlos, sinnwidrig. Sie besteht schliesslich für unzählige Menschen darin, in öden Arbeits- und Wohnquartieren gefangen zu sitzen, umgeben von Mauern, Lärm und den sonstigen Vorteilen der «Großstadt».

Es ist nicht eine Frage der Aesthetik allein, es ist eine Frage der Zukunft menschlicher Gemeinschaft, die sich hier stellt. Wie sollen Menschen, die in ihrer architektonischen und landschaftlichen Umgebung dauernd disharmonischen Eindrücken ausgesetzt sind, nicht in ihrem ganzen Gefühlsleben leiden, Schwung und Frische verlieren? Eine tägliche seelische Abnützung geht von verunstalteten Dörfern, Städten, Landschaften auf zahllose Menschen aus. Sie wirkt auch da, wo diese sich darüber kaum Rechenschaft geben, sie nicht einmal ahnen.

Gilt für das seelische Ergehen des Menschen nicht etwas ähnliches wie für seine physische Gesundheit? Lange Zeit glaubte man, die Zahl der Kalorien entscheide über den Wert der Ernährung. Dann zeigte sich, dass selbst bei ausreichender Kalorienzahl schwere Mangelkrankheiten auftreten können. Die Entdeckung der Vitamine gab die Antwort. Sie wies die grosse Bedeutung nach, die verschwindend kleinen Mengen von Lebensstoffen zukommt. Diese Erkenntnis wurde für unsere gesamte Gesundheitspflege und Ernährung wegweisend.

Analog hat man gelehrt, der Mensch brauche für sein seelisches Wohlergehen vor allem ein gewisses Maß an Geborgenheit, Sicherheit, regelmässiger Arbeit und Muße. Aber seelische Störungen traten häufig gerade da auf, wo diese Erfordernisse ausreichend er-

füllt waren, und sie nahmen zu, obwohl die Verhältnisse in Wohnen, Beruf, Freizeit, Sicherung sich erheblich verbessert haben. Sie äussern sich in Nervosität, Unzufriedenheit, Ueberreizung, Müdigkeit, Ungeduld, asozialem Verhalten, Mangel an innerer Sammlung. Statistisch nicht greifbare Einflüsse scheinen hier zu wirken, erzeugen seelische Mangelercheinungen, eine Art mentaler «Unterernährung». Auch für das seelische und soziale Gedeihen reicht anscheinend das quantitative Mindestmaß gewisser Güter, die man in Wohnraum, Lohn, Ferienzeit, Kranken- und Lebensversicherung umrechnen kann, nicht aus. Es gibt offenbar Vitamine des Herzens, des Gemüts. Wo diese im Leben das Alltags mangeln, treten Störungen auf im innern Gleichgewicht, in der seelischen Vitalität.

Es wäre nun freilich ein Fehlschluss, diese Mangelercheinungen auf Einflüsse der äussern Umgebung in erster Linie zurückzuführen. Verantwortlich ist dafür vor allem die allgemeine geistige und soziale Krise, die wir durchleben und die das moderne Leben erschüttert, in alle Bereiche der Erziehung, Ehe, Familie, Kirche, Wirtschaft eindringt. Aber zusammen mit diesen verschärft die Entgeistung des äusseren Umgebungsbildes die seelische und soziale Entwurzelung; sie steigert die innere Labilität. Wer in seiner täglichen Umgebung kaum je etwas wohltuend Organisches, in sich Geschlossenes, wirklich «Gebauten» und darum auch «Erbauendes» zu sehen bekommt, wem Tag für Tag das Zerrissene, Formlose vieler heutiger Städte und Dörfer vor Augen steht, leidet nicht nur in seinem ästhetischen Gefühl; er erleidet, mag er es wissen oder nicht, in seinem ganzen Wesen eine Verletzung, und am meisten in seinen menschlich wertvollsten Anlagen.

Was manche gerne als Spleen von Romantikern, als Hobby weltfremder Aestheten ansehen möchten, erweist sich in Wahrheit als eine grundlegende Frage sozialer Gesundheit.

«Spuren von Stoffen entscheiden über unser Schicksal», sagt der Physiologe Prof. Emil Abderhalden. Es gilt für unser geistiges nicht weniger als für unser leibliches Wohlergehen, für unsere Kultur im ganzen. Alle äussere Verbesserung in Arbeit, Lohn, Versicherung, Hygiene, Ernährung, Ferien und Freizeit reicht zu wirklicher Gesundheit nicht aus, solange nicht auch die Umgebung des Menschen den inneren Erfordernissen seelischen Gedeihens gemäss gestaltet ist.

Es ist eben nicht so, dass der Mensch, der einmal alles sogenannt «Notwendige» hat, dann auch «etwas für's Gemüt» benötigt, als eine Art Dreingabe, als einen Luxus, den man sich leisten kann, wenn einmal das «andere» gesichert ist. Vielmehr muss er, um gesund und daseinswürdig zu leben, gleichzeitig und ständig diese verborgenen, seelischen Nährstoffe erhalten. Er kann darauf ebenso wenig verzichten, wie sein Organismus der Vitamine entbehren kann. Sonst verarmt er; er wird anfällig für allerlei Ansteckungen, erliegt auch leichter politischen und geistigen Seuchen. Er ist damit auch als Gemeinschaftsglied nicht mehr vollwertig. Er kann als Berufsmensch, als Glied seiner Familie, als Bürger nicht mehr sein Höchstes leisten.

Daraus wird auch die besondere Bedeutung ersichtlich, die diese Zusammenhänge für Demokratien besitzen, für Staaten also, deren Leben auf der Verantwortungs- und Freiheitsfähigkeit jedes Einzelnen ruht. Die Gestaltung des Landschafts- und Siedlungsbildes im Sinne einer künstlerischen Harmonie und eines gegliederten Reichtums ist hier noch mehr als anderswo ein Gebot politischer Weisheit und Voraussetzung eines gesunden Staates. Was hilft uns die Hochpreisung der Freiheit, die opfervolle Wehr gegen deren Feinde, wenn gleichzeitig die Verödung des äusseren Lebensrahmens den Menschen zermürbt, und damit geistige Voraussetzungen der Freiheit bedroht? Es ist für die Freiheitsliebe des Menschen nicht gleichgültig, welches das Antlitz seiner engeren Umgebung ist, wie sein Wohnbereich und dessen Landschaft aussieht.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Je verworrener oder schematisierter das Bild der Umgebung der modernen Menschen in Natur und Siedlung wirkt, desto mehr werden diese durch den Mangel an seelisch reorganisierenden Eindrücken in Mitleidenschaft gezogen. Ihre Widerstandskraft, ihre schöpferische Begabung wird verringert, ihr Lebenskampf erschwert. Darum ist die Erhaltung des künstlerischen Bildes der Heimat, und noch mehr dessen Bereicherung, im höchsten Grade ein Gebot politischer und sozialer Gesundheit, eine ethische Aufgabe.

Zweierlei ergibt sich aus dem Dargelegten: Das Ziel des Heimatschutzes reicht über den blossen Schutz der Heimat im engeren Sinne weit hinaus; es stellt eine Aufgabe, die letztlich die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens berührt. Zweitens: der Heimatschutz

kann seinen Kampf erfolgreich nur dann führen, wenn er selbst in Erkenntnis dieser Zusammenhänge sich bewusst in das grosse Anliegen der Gegenwart einreicht, in das Ringen gegen die Enthumanisierung der Welt. Und nur in dem Grade, als er ein Teil dieser allgemeinen Kampffront wird, deren Argumente erfasst und zu den seinen macht, wird er auch seine besonderen Ziele wirksam verfechten und erreichen können.

Zweifellos haben die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts diese Einsicht bei vielen gefördert. Sie fühlen, dass es sich heute nicht mehr darum handeln kann, einzelne Schönheiten der Heimat zu retten, da und dort eine Verbesserung des Dorfbildes zu erwirken, die Anmut eines Seeleins oder einer idyllischen Uferlandschaft zu erhalten. Dies alles tut selbstverständlich not, und muss in nie nachlassender Wachsamkeit erkämpft werden. Aber diese Einzelaktionen sind zugleich wichtig als Bekenntnis zu jener grösseren Aufgabe — der des Niederringens der überhandnehmenden Barbarisierung, wo immer sie sich erhebt.

IX. Vom Religiösen in der Heimatgestaltung

Wo von Heimatschutz als ethischer Aufgabe die Rede ist, darf jene Bindung nicht unerwähnt bleiben, die auf ein noch Umfassenderes, Grösseres hinweist, und die die tiefste Wurzel auch aller Natur- und Heimatliebe ist: die religiöse Sinngebung, die von der sozialen nicht zu trennen ist. Menschliches Planen und Schaffen bleibt auf die Dauer ohnmächtig, wenn es sich nicht an einem Ewigen orientiert, das ihm das unverrückbare, nie trügende Maß gibt.

Die Epochen, die bisher den wachsten Sinn für Landschaftsgestaltung und künstlerischen Siedlungsbau hatten, waren solche religiös lebendiger Kulturen. Und es ist nicht von ungefähr, dass die ersten uns bekannt gewordenen Heimatschutzbestimmungen in Zeiten erlassen wurden, die durch religiösen Niedergang und soziale Auflösung gekennzeichnet waren. In den Jahren 44 — 46 n. Chr. wurden Vorschriften erlassen, die dem Schutz des römischen Stadtbildes dienten. Ähnliche Verfügungen bedrohten im 5. Jahrhundert diejenigen mit strenger Strafe, die Denkmäler zerstörten: «Sie sollen geprügelt wer-

den, und man soll ihnen die Hände, mit denen sie die Denkmäler zerstörten, abschlagen» (zit. nach Paul Ganz, «Heimatschutz», Pädagogische Zeitschrift, 1911).

Wo ein echter religiöser Geist lebt (wir sprechen hier nicht von natur- und kunstfeindlichem Dunkelmännertum, das sich zu allen Zeiten der Religion bediente, um seinen extremen Neigungen zu frönen, und das sich auch in christlichen Kirchen immer wieder, bis heute, regt), da entwickelt sich ein Verhältnis zwischen Mensch und Natur, wie es in rein diesseitig orientierten Epochen, da Mensch und Natur nicht mehr im Zusammenhang mit göttlichen Schöpferkräften erlebt werden, gar nicht aufkommen kann. Die Griechen waren erfüllt von der Ehrfurcht vor Bäumen und Hainen, Wäldern und Bergen, Flüssen und Strömen. Sie waren ihnen heilig als Stätten göttlichen Geistes. Das hinderte sie, durch pietätlose Eingriffe die Weihe der Natur unnötig zu verletzen. Aus einer ähnlichen religiösen Verehrung schützen bis heute sog. primitive Völker die sie umgebende Natur. Wenn auf der Insel Bali ein Bauer eine Palme schlagen muss, geht er zuvor zum Baume, entschuldigt sich bei ihm und erklärt ihm, warum er genötigt sei, ihn zu schlagen. Er richtet ein Gebet an die Gottheit, um sie um Verzeihung zu bitten, und jedesmal, wenn er eine Palme fällt, pflanzt er für sie eine neue. Religiöse Ehrfurcht und wirtschaftliche Weisheit vereinen sich im Verhalten dieses Naturvolkes zu einer sorgsam, liebevollen Naturpflege. (Zit. nach einem Vortrag von Willi Quidort).*

Die Ära des merkantilen Liberalismus und der religiösen Auflösung hatte den Heimatschutz, als notwendige Reaktion, auf den Plan gerufen. Höher aber als Wehren und Erhalten allein steht das veredelnde, künstlerische Beseelen der Landschaft und Siedlung. Die grosszügigste Natur- und Stadtgestaltung ging bisher von Menschen religiösen Geistes aus. Sie hatten den Instinkt für die vergeistigende

*) In unseren Tagen hat man in England versucht, angesichts der sinnlosen und oft vandalischen Vernichtung schöner Baumbestände (wie sie ja auch bei uns aus einem «Kult der Leere» Mode geworden ist) ein «Baumgewissen» zu wecken, das für Erhaltung wertvoller Bäume und Haine kämpfen soll. Gewiss ein sympathisches und zeitgemässes Beginnen. Es kann freilich auf die Dauer nur lebendig bleiben, wenn es mit einer allgemeinen Vertiefung des religiösen Empfindens einhergeht.

Markierung eines Berges, eines Hügels, einer Stadt, wie dies durch Kultstätten und Tempel in Indien, Japan, China, Griechenland und Sizilien, später in der Gotik und im Barock im ganzen Abendlande tausendfältig verwirklicht wurde. Durch ihre Bauwerke, kultische wie weltliche, haben sie erst einer Stadt den seelischen Mittelpunkt, einer Landschaft das geistige Antlitz gegeben.

So ragt aus der Felderweite der Beauce das mächtige Turmpaar von Chartres schon von fernher beherrschend empor und erfüllt die kornwogende Ebene mit der Kraft seines vergeistigenden Aufschwungs, so gibt die Basilika von Assisi dem Rund der umbrischen Berge Mittelpunkt und Hoheit; so wurde aus dem felsigen Eiland von St. Michel eine der schönsten Inselstätten des Westens, in der sich ein religiös-künstlerischer Gedanke mit kriegerischem Wehrwillen zu kühner Landschafts-Steigerung verband. Kapellen und Klöster beseelen das italienische und österreichische Land und geben dem Tessin beglückenden Reichtum. Und worin besteht die «Bereicherung», mit der unsere Zeit Berg und Hügel, Stadt und Dorf «beschenkt»? Die Frage aufwerfen, heisst sie beantworten.

Abwehr gegen Eingriffe, Erhalten des Schönen, mögen sie noch so rastlos am Werke sein, können allein nicht genügen. Soll der Heimatschutz nicht einer Danaidenarbeit gleichen, soll die Heimat nicht das Opfer einer immer mehr überhandnehmenden Verödung werden, so muss der Wahrung die Mehrung, dem Erhalten das Neugestalten sich in immer grösserem Umfang gesellen. Gewiss vermag schon die vaterländische Liebe allein vieles zu verwirklichen. Doch wie die patriotische Leidenschaft ihre Wurzel im Religiösen haben muss, soll sie nicht zum Nationalismus entarten, so kann auch der Heimatschutz vor Verflachung und Einseitigkeit, vor blosser Betriebsamkeit sich selbst nur schützen, wenn sein Streben in einer religiösen Liebe zur Natur wurzelt.

X. Der Wert unberührter Regionen

Aus solchem Geiste wird er auch für eine Landschaftspflege eintreten, die sich der künstlerisch-religiösen Erziehermacht des Unberührten in der Natur bewusst ist. Weniges vermag in einem empfäng-

lichen Gemüt so starke Gefühle des Ewigen, der Nähe des Göttlichen zu wecken, wie das Geheimnisvolle unbetretener Gebiete. Wenn sich in etwas der Niedergang religiösen Sinnes in unserer Zeit verrät, so ist es die Vernachlässigung solcher Regungen.

Neben Regionen, die als Grünflächen, öffentliche Parks, Wiesengürtel nutzbar gemacht werden, muss es, vor allem in dicht bevölkerten und intensiv bebauten Gegenden, Landschaftsbereiche geben, zu denen der Zugang nur beschränkt und auf bestimmten Wegen erlaubt ist, und in denen weite Gebiete unbetreten bleiben. Schon ein grosser Wald, ein von einer Mauer umschlossenes Gut, ein sehr grosser und naturhafter Park können Stimmungen des Geheimnisvollen auslösen. (Wie wenig hat eine rein utilitär gerichtete Sozialisierung, die blindlings alle grossen Güter aufteilt, die seelische und damit auch die soziale Bedeutung solcher Gebiete für die Menschen bisher erkannt). Aus einer solchen Erkenntnis hat z. B. der englische Staat, dem eine Anzahl grosser Landgüter aus ehemals aristokratischem Besitz zugefallen sind, deren unparzellierte Erhaltung verfügt. Sie sollen teils als öffentliche Parks vor Ueberbauung bewahrt bleiben, teils werden sie verdienten Persönlichkeiten als Wohnsitz zur Verfügung gestellt. Infolge einer Steuergesetzgebung, die, von rein fiskalischen Zielen geleitet, den gewaltigen erzieherischen und volksgesundheitlichen Wert solcher freier und möglichst unberührt erhaltener Regionen bisher in keiner Weise zu schonen erlaubt, hat sich die Zahl dieser geschützten und umfangreicheren Landgebiete in den letzten Jahrzehnten bedenklich vermindert. Die englische Landschaft verdankt einen Teil ihrer urtümlichen Wirkung den zahlreichen, oft sehr ausgedehnten «commons», d. h. einem Gemeinbesitz, der sich selbst überlassen weder veräussert, noch bebaut werden darf; es sind z. T. wilde, einsame Heiden, Wälder, Sümpfe, die weder «melioriert» noch «verwertet» oder gar der Bodenspekulation ausgeliefert werden.

Noch tiefer und eindrucksvoller ist das Erlebnis, das undurchdringliche Wälder, einsame Täler, weite Riede und Auenlandschaften auslösen, Regionen voll Ahnung und Wunder. Immer ist es das schwer Zugängliche, das Unbetretbare, das die Phantasie besonders fruchtbar anregt und rückwirkend auch das alltägliche Naturerlebnis vor Ernüchterung bewahrt. Wie ganz anders spricht zu uns ein Berg-

gipfel, den keines Menschen Fuss betreten; es ist, als strahle von ihm ein reinerer Glanz des Ewigen aus.

Die Schaffung des schweizerischen Nationalparkes belegt anschaulich, wie sehr die Idee unberührter Landgebiete dem Empfinden vieler Menschen auch heute entspricht, und die Wirkung, die von ihm jährlich auf Tausende ausgeht und einem Verjüngungsbad des Naturgefühls gleichkommt, bezeugt eindringlich, was solche Gebiete gerade in unserer Zeit für ein Volk und seine seelische Wohlfahrt bedeuten können. Und über die unmittelbare Wirkung auf den Besucher hinaus vermag schon die blossе Existenz einer solchen «tabuierten» Region, das Wissen um sie, einen lichtvollen Klang in den grauen Utilitarismus unserer Zeit zu tragen. *

Heute werden solche Gebiete in den Zivilisationszonen immer seltener. Wie nach und nach alles Geheimnishaftе aus dem Denken des modernen Menschen hinausanalysiert wurde, so ist es aus der Landschaft hinaussozialisiert und wegspekuliert worden. Merkantiler Liberalismus und irreligiöser Sozialismus haben in gleicher Weise beigetragen zu einer Entzauberung unserer Natur und Landschaft, einer Entzauberung, die sich nicht zuletzt an den breiten Volkskreisen am bittersten rächt, und damit auch an den ursprünglichen Zielen sozialer Freiheit und Gerechtigkeit. Je eifriger und gründlicher der letzte Winkel «erschlossen» ward, um so mehr hat sich uns die Natur verschlossen. Im Lärm des touristischen Betriebs und des Verkehrs hat man das Schweigen erstickt, durch das die Natur einst gewaltig zu den Menschen redete. Es muss einer schon weit abseits von den grossen Siedlungen und touristischen Wegen gehn, wenn er es heute noch da und dort vernehmen will. Unersetzliche Lebensquellen einer künstlerisch-religiösen Volkserziehung und damit auch tiefwirkende Hilfsmittel einer Sozialpolitik grösseren Stils, die neben den Bedürfnissen des Alltags auch die verborgeneren Erfordernisse sozialer

*) Alte religiöse Kulturen wussten um diese religiös-erzieherische Bedeutung des Verschlossenen, Unzugänglichen, und haben ihm in oft sehr ausgedehnten Tempelbezirken und Wallfahrtsbergen, die nur an bestimmten Tagen betreten werden durften, Rechnung getragen. In unserer Zeit hat R. M. Holzapfel auf die Bedeutung solcher «tabuierter» Gebiete für die religiöse und künstlerische Phantasie hingewiesen.

Gesundheit bedenkt, sind hier bis jetzt kaum erkannt, geschweige denn genützt worden.

Um so wichtiger wäre es, wenn wenigstens die restlichen Möglichkeiten nicht alle zugrunde gingen. Dazu gehört vor allem ein Denken, dem nicht allein die greifbaren Güter als «Ertrag» gelten, die Erkenntnis, dass es Landschaftsteile geben muss, die in einer anderen Weise als durch Landbau oder Parzellierung ertragreich werden. Es sind Gebiete, die als Spender seelischer Erneuerung im Kulturhaushalt eines jeden Volkes ihre Berechtigung haben, eine lebenswichtige Aufgabe erfüllen. Ein religiöses und zugleich im wahren Sinne soziales, d. h. der menschlichen Gemeinschaft dienendes Kulturbewusstsein wird sie wieder entdecken und fruchtbar werden lassen.

Die Heimat in uns...

«Untergehenden Völkern entschwindet zuerst das Maß» sagt Adalbert Stifter. Zu diesem Sinn für das Maß gehört das Maßhalten gegenüber den Möglichkeiten, die die moderne Technik und Industrie dem Menschen eröffnet. Solange wir glauben, jede neue technische «Errungenschaft» bis zum Aeussersten ausnützen zu müssen, wird das Antlitz unserer Heimat dem hingebenden Abwehrkampf zum Trotz, Entstellung auf Entstellung erfahren. Zeigt sich wahre Kultur nicht vor allem darin, dass sie nicht jede «Chance» verwertet, dass sie Distanz hält und aus dem Möglichen in höherer Verantwortung und wahren Sozialsinn wählt und sichtet? Es gibt keine Kultur ohne diesen Mut, der um höherer Werte willen auf manche Vorteile des Tages zu verzichten weiss.

Diesen Mut kann der Mensch nur schöpfen aus dem Sinn für die echten Maße. In dem Grade, als er sie in sich trägt, wird auch sein Mühen um die Reinhaltung und Beseelung seiner Heimat, ungeachtet der wachsenden Gefahren, erfolgreich sein. Der Heimatschutz hat im Menschen zu beginnen, mit dem Schutz der Heimat in ihm selbst. Nur wo diese Heimat des Geistes in uns lebendig ist, werden wir helfen können, die Welt um uns zu einer Heimat im wahren Sinne werden zu lassen, wird sie sich wandeln zu einem Bild der Freiheit und Schönheit.

Und könnte es einen stärkeren Antrieb geben, einen schönen Erdenwinkel zu hüten, ihn künstlerisch zu veredeln, als der Gedanke, dass der Weltenschöpfer einen solchen Erdenfleck besonders liebt, sein Geist gerne auf ihm verweilt? Nicht aus Liebe zum Menschen allein, mehr noch aus Liebe zum höchsten Walter der Welt werden wir darum die Natur schützen, das Entstellende, Hässliche bekämpfen, so wie ja auch die Liebe zum Menschen ihre reichste Quelle in der Liebe zum Göttlichen hat. Denn immer kommt uns aus dem Ahnen der höchsten Macht die Ehrfurcht vor dem Kleinsten, lieben wir das Vergängliche, weil es uns Abglanz des Ewigen ist.

In dem Grade, als die Heimatschutzbewegung diesen zentralen Quellen nahe bleibt, wird sich in den kommenden schweren Kämpfen ihre Macht behaupten und mehren, als ein Glied der grossen Aufgabe, die der Rettung des Menschlichen gilt.

Dr. Hans Zbinden